Ivo Frankenreiter

Grundlagenreflexionen zu einer theologisch übergreifenden Fundierung des Ethischen

Bericht zum Workshop am 9. und 10. Mai 2019 an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Pluralisierung und Komplexitätssteigerung ihrer Anwendungsbereiche stellen eine am Kohärenzideal orientierte Ethik vor enorme Herausforderungen. Davon betroffen ist auch das Fach der Christlichen Sozialethik, das nach seiner Emanzipation aus der Rolle bloßer Vermittlung kirchlicher Soziallehre die Selbstverständlichkeit der eigenen Positionsbestimmung eingebüßt hat. Vor diesem Hintergrund stellte sich das 2016 erschienene Handbuch „Gliederungssysteme angewandter Ethik“ (hg. v. *W. Korff* u. *M. Vogt*) der Aufgabe einer breiten Rekonstruktion und Analyse geschichtlich wirksam gewordener Strukturierungsschlüssel konkreter Moral. Da es sich damit nicht als abschließende Darstellung, sondern als Erschließung eines neuen Forschungsfeldes versteht, sollte dieses Projekt nun in einem Workshop am Münchner Kompetenzzentrum Ethik weitergeführt werden. Der Teilnehmendenkreis vereinte Autor*innen des Handbuchs mit langjährigen Weggefährten Wilhelm Korffs und weiteren (Nachwuchs-)Forscher*innen dieses Themenfelds. An die Auftaktrunde zur Rezeption des Handbuchs schloss sich als Grundlagenarbeit die öffentliche Abendveranstaltung mit Vorträgen von *Ludger Honnefelder* und *Volker Gerhardt* zur Frage „Warum wir sollen, was wir sollen“ an. Der Workshop am darauffolgenden Tag richtete seinen Fokus auf *Begründung*, *Entfaltung* und *Sinndeutung* eines solchen Sollensanspruchs, um jeweils nach dem Stellenwert theologischer Argumente für diese Dimensionen zu fragen.

Die Eröffnung leistete *Ludger Honnefelder* mit einer geschichtlichen Analyse zur Frage „Why be moral?“: Warum sollen wir uns überhaupt als moralische Subjekte verstehen? Sein Bogen reichte von aristotelischer Tugendethik über deren frühchristliche Rezeption, Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus bis hin zu den Spannungen moderner Ethik zwischen Wille und Vernunft, in denen wiederum eine Öffnung auf Religion hin sichtbar werde. Wo die Ausrichtung des Willens an Vernunft und Moral ihre Selbstverständlichkeit verliere, brächen die bis heute gegebenen Herausforderungen philosophischer Ethik auf: Die Frage nach einem übergreifenden Sinn

JCSW 60 (2019), S. ###–###
urn:nbn:de:hbz:#:#-#######

der Moral, der als Grund der Hoffnung die Kluft zwischen Anspruch und Erfüllungsaussichten der Moral zu überbrücken vermöge; nach dem radikal Bösen und nach dem Verhältnis des universalistischen Kerns im „Projekt der Moral“ zum je konkret gelebten Ethos als Fundament für Wille und Hoffnung. In diesen moralischen Kontroversen der pluralen Moderne komme daher dem Glauben und mit ihm der theologischen Ethik eine unvertretbare Stellung zu.

Volker Gerhardt ergänzte diesen philosophiegeschichtlichen Längsschnitt um einen analytischen Blick auf die grundsätzliche Frage, worum es sich beim Phänomen des „Sollens“ handelt. Vor dem Hintergrund einer Rhetorik harter moralischer Skepsis, die ihm aus seinen Erfahrungen der Berliner Philosophie in den 1980ern und 1990ern als implizites Gegenüber diente, stellte er die wesentlich „soziomorphe Form des Bewusstseins“ heraus: Als Ich-Bewusstsein sei es immer schon mit anderen verbunden als Erfahrung einer vorgängigen Zwischenmenschlichkeit, in der mit Koordination und Kommunikation ein gemeinsamer Bezug zur Welt ermöglicht werde. Eigener Wille und geteilter Weltbezug seien darin Voraussetzungen, um das Wollen eines anderen Menschen als solches verstehen und als „Sollen“ in den eigenen Willen integrieren zu können. Das Selbstbewusstsein als immer schon geteiltes Weltbewusstsein setze somit den Bereich des Geistes „in der Art einer Institution begriffen“ voraus. „Sollen“ bilde demnach auch keinen sekundären, fremdbestimmenden und daher – der Titelfrage nach – begründungsbedürftigen Zusatz, sondern einen entscheidenden Teil menschlichen Selbstbewusstseins.

In der anschließenden Diskussion kamen besonders drei Schwerpunkte zur Geltung. Als Moderatorin eröffnete *Isabelle Mandrella* mit der Frage nach der spezifischen Relevanz von Theologie und Glaube für diese Grundlagen moralischen Lebens und Handelns. Für Honnefelder führte dies in die wesentliche Spannung des nur sozial und dialogisch denkbaren Selbstseins zwischen partikularem Glauben einerseits und dem zugleich unverzichtbaren Bezug zum Universalismus andererseits, wie sie sich auch für die Theologie im Rückgriff auf „Gestalten des Guten“ finde. Ein zweiter Bogen spannte sich um die von den im Publikum anwesenden LMU-Professoren *Thomas Buchheim* und *Wilhelm Vossenkuhl* vorgebrachte Frage, ob dem „Sollen“ und damit der Moralität selbst in der Analyse als vorgängige zwischenmenschliche Verwiesenheit nicht eine überhöhte anthropologische Selbstverständlichkeit zugeschrieben werde. Dagegen spreche die Erfahrung von Situationen, in denen gerade die individuelle Klugheit dazu dränge, sich über moralische Forderungen hinwegzusetzen. Laut Honnefelder und Gerhardt wird damit jedoch nur situativ eine bestimmte Moral kritisiert. *Amoralität* als

© ICS, Uni Münster, erscheint in JCSW 60 (2019)

demgegenüber tatsächlich fundamentaler Einwand gegen das Sollen selbst lasse sich nur als völliger Solipsismus durchhalten und scheide daher aus. In einem dritten Fokus wurde die implizite Dimension vorangehender Zwischenmenschlichkeit beleuchtet: Das Bewusstsein meiner selbst, das Bewusstsein des anderen und dasjenige der Differenz zwischen beiden Seiten in Verbindung mit der notwendigen Annahme, sich dennoch gemeinsam und übereinstimmend auf einen konkreten Ausschnitt der Welt beziehen zu können, eröffnen die Sinndimension im Miteinander; diese führe schon bei Kant zur großen Bedeutung der Kultur, die auch als Rahmen für die Umsetzung seiner Staatstheorie unabdingbar bleibe. So führte der Bogen am Ende wieder zurück zur Frage der Rolle von Religion, die gerade an dieser Stelle intersubjektiv verbindender Sinndimension ihre Relevanz zu entfalten habe.

Der zweite Tag des Workshops setzte diese *Grundlagenreflexionen zu einer theologisch übergreifenden Fundierung des Ethischen* in drei Panels fort, die jeweils mit Impulsreferaten und anschließender Diskussion die theologische Dimension der (1) *Begründung,* (2) *Entfaltung* und (3) *Sinndeutung* der Moral zum Thema machten. Den Einstieg gab *Stephan Ernst* mit seinem Plädoyer gegen ein Verständnis der Begründung in Form theonomer Satzwahrheiten. Die Selbstmitteilung göttlicher Liebe wirke vielmehr als Befreiung von der Angst um sich selbst und damit als Beseitigung von Hindernissen dafür, dem eigenen sittlichen Anspruch gemäß zu leben. Am Beispiel des Musicals *Anatevka* entfaltete *Christian Schröer* das Problem wegbrechender traditioneller Moral. Sei ein solcher Zustand von Pluralität erreicht, gelte es am Vorbild des Pfingstereignisses auch für die theologische Ethik, anhand der Achtung von Selbstbestimmung in Verbindung mit der Offenheit für einen übergreifenden Sinn sowie für eine Pluralität von Lebensentwürfen eine kritische Instanz gegenüber sich verschließenden Moralsystemen zu bilden. Für *Ingeborg Gabriel* bilden Globalisierung und Pluralisierung sowie – besonders außerhalb Europas – die Rückkehr der Religion als vitales Phänomen im öffentlichen Raum den heute entscheidenden Kontext für Fragen der Moralbegründung. Um hier zu angemessenen Antworten gelangen zu können, sei die westliche Geistesgeschichte neu unter der Leitfrage der Spannung von Partikularität und Universalisierbarkeit aufzuarbeiten. Die anschließende Diskussion konzentrierte sich daher auf die Diesseitigkeit der Vernunft als Ausgangspunkt auch theologischer Ethik sowie auf die Problematisierung einer „theologischen" Dimension in Begründungsfragen, falls damit eine Abgrenzung von philosophischen, rationalen Begründungen intendiert wäre. An zentralen Stellen wurde dabei die wesentliche Rolle der Erfahrung als existentieller Ausgangspunkt der je konkreten lebensweltlichen Verortung von Normativität bewusst, gegenüber der abstrakte

© ICS, Uni Münster, erscheint in JCSW 60 (2019)

Argumentationen nur eine sekundäre Position als kritisches Gegenüber solcher Vielfalt einnehmen könnten.

Diesen Punkt griff *Markus Vogt* zum Einstieg in Panel (2) zur „theologischen Dimension der *Entfaltung* der Moral als Gestalt gelingenden Lebens“ auf. Damit diese Entfaltung als ein offener Prozess gelingen könne, sprach er sich für eine kontextualisierte Ethik am Beispiel des Pragmatismus aus. So könne die Bedeutung eines partikularen Zugangs gewürdigt werden, ohne damit die gleichzeitig notwendige Verständigung auf ethosübergreifende, universale Moralität zu schmälern. Auch *Jochen Sautermeister* nahm mit seinen Ausführungen die „biographischen Konstitutionsbedingungen für die Entfaltung von Moral“ in den Blick. Für Religion und Glaube zeige sich hier ein ambivalentes Potential zwischen Bedeutsamkeit und Irrelevanz, wobei gerade erstere sowohl förderlich als auch belastend ausfallen könne. Wo institutionalisierte Bedingungen solche Verkürzungen (auch ungewollt) stabilisieren, sei die Theologie als kritische Instanz gefordert. In der Diskussion stieß Mandrella erneut die Frage nach der konkret „theologischen“ Stoßrichtung einer solchen Moralentfaltung an. Beide Referenten sahen diese gerade nicht in einer abgetrennten und in sich geschlossenen Dimension, sondern im existentiellen Bezug auf die je eigene Unvollkommenheit und vielfältige Begrenztheit. Für die Annahme dieser Spannung im „Projekt der Moral“ (Honnefelder) könne die Erfahrung mit Gott sowie mit großen Gestalten religiösen Lebens eine wesentliche Quelle werden.

Die darin enthaltene Akzentverschiebung hin zur „theologischen Dimension der *Sinndeutung* des Projekts der Moral“ als drittem Panel entfaltete Honnefelder ausgehend vom „Standpunkt der Moral“ als grundlegender Erfahrung und damit Voraussetzung allen moralischen Handelns. Von hier aus seien jedoch dessen metaphysische Hintergründe auszuleuchten: die Frage nach dem Menschen als moralischem Subjekt, der Freiheit zum Bösen sowie nach der Kluft zwischen moralischer Pflicht und ausbleibender Glückseligkeit als Ertrag ihrer Erfüllung. *Rainer Anselm* fragte nach den zur Motivation benötigten „Vorstellungen des Guten“: Die Pluralität vorgefundener Güter erfordere deren Systematisierung anhand von Ganzheitsvorstellungen. Deren Umsetzung berge jedoch die Gefahr ihrer Ideologisierung in geschlossenen ethischen Systemen. Die unverzichtbare Aufgabe der Theologie bestehe daher gerade im „Abstandsmanagement“ der Transzendenz als regulativer Idee im Kontrast zu den jeweils realisierbaren Ideen. Mit der Frage „Warum *nicht* moralisch handeln?“ zielte *Christof Breitsameter* auf die bleibende Spannung zwischen einer Gemeinschaft als höchster Autorität geteilter Selbstgesetzgebung und den je persönlichen rationalen wie evaluativen Urteilen. Um diese Herausforderung der endlichen Vernunft im Streben über

© ICS, Uni Münster, erscheint in JCSW 60 (2019)

ihre begrenzten Gründe hinaus drehte sich auch die anschließende Diskussion. Deren existentielle Vertiefung forderte *Donate Kluxen-Pyta* ein: Gegenüber der Dramatik konkreter Lebensentscheidungen blieben die vorgestellten Überlegungen zu abstrakt, um den Konfliktlinien gerecht zu werden, wie sie sich in den religiösen Entwicklungen gerade außerhalb der „westeuropäischen Enklave" zeigten.

Abgerundet wurden die drei Panels durch *Wilhelm Korffs* Gedanken zu „Flexibilisierungs- und Optimierungsstrategien angewandter Ethik", die *Gerhard Bachleitner* als langjähriger persönlicher Mitarbeiter mit ausgearbeitet hatte und so als Perspektive für die Weiterführung des Handbuch-Projekts zur Diskussion stellen konnte. Die anknüpfende Schlussdiskussion band nochmals die wichtigsten Linien des intensiven Tages zusammen. Die Reflexionen theologischer Ethik müssen sich der sichtbar gewordenen Pluralität von Zugangsweisen, Sinnvorstellungen und Erfahrungsperspektiven stellen, um auf die frühere Selbstverständlichkeit ihrer gesellschaftlichen Stellung nicht bloße Irrelevanz folgen zu lassen. Zur gewachsenen Begründungsbedürftigkeit sowohl in der Gesellschaft als auch im Kontext universitärer Wissenschaften kommen die Veränderungen in den Mitgliedszahlen und Strukturen der Kirchen selbst hinzu, denen sich auch theologische Ethik auszusetzen hat. Ansatzpunkt für Antworten auf diese Herausforderungen liegen in Rationalität und konkreten Erfahrungsbezügen, die sich in Gestalten gelingenden Lebens in Kulturen und Milieus niederschlagen und so den notwendigen Kontext unseres jeweiligen Denkens bilden. Gegenüber der vergeblichen Suche nach einem inhaltlichen *Proprium* theologischer Ethik, könnten die durchaus vorhandenen Potentiale des christlichen Ethos gerade in solchermaßen „angewandter" Ethik ihre Stärken entfalten – sowohl negativ als Kritik totalitär werdender Ansprüche wie auch positiv als kommunikative „Brückenbauer" in Wissenschaft und Gesellschaft, wie besonders *Konrad Hilpert* aus seinen langjährigen Erfahrungen der Arbeit in Ethik-Kommissionen betonte. Wie *Maximilian Forschner* aus seiner nicht-theologischen Außenperspektive deutlich machte, seien jedoch mit Blick auf die geschichtlichen Gestalten des christlichen Ethos auch dessen Spezifika durchaus positiv zu würdigen: in Bezug auf Gemeinschaft, das Verständnis von Liebe und Leid sowie auf den Horizont der Eschatologie hätten sie doch gerade gegenüber ihren philosophischen Pendants bis heute Alltagspraktiken wesentlich geprägt. Die Frage nach einer „theologisch übergreifenden Fundierung des Ethischen" hat daher hier ihre produktive Spannung zwischen partikulärer Erfahrung und dem Streben nach rationaler Universalisierbarkeit zu finden.

© ICS, Uni Münster, erscheint in JCSW 60 (2019)

Über den Autor

Ivo Frankenreiter, Dipl.-Theol. B.A. Phil, Doktorand am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München. E-Mail: ivo.frankenreiter@campus.lmu.de

© ICS, Uni Münster, erscheint in JCSW 60 (2019)